

Eine Nacht voller Not, die keiner sehen will

Kälte Wer jetzt ohne Obdach ist, dem droht jede Nacht der Tod. In Berlin ist der Kältebus oft die letzte Rettung. Von Katja Bauer

Zehn Menschen sind in diesem Winter in Deutschland schon erfroren, und vielleicht wird diese Frau heute Nacht die elfte sein. Es kann gut sein, dass niemand das verhindert. Das klingt dramatisch, und das ist es auch. Wo es doch in diesem Land tausend Möglichkeiten gäbe, ein Netz aus staatlicher Hilfe, dessen Maschen enger sind als anderswo. Aber manche Menschen rutschen durch. Und dann werden sie unsichtbar.

So wie diese Frau. Der Zeitungsladen am U-Bahnhof macht die ganze Nacht nicht dicht. Drinnen kichern ein paar Mädchen auf dem Weg in den Abend. Sie sind stark geschminkt, es ist Wochenende. Weißer Neonschein fällt aus dem Laden auf den Gehsteig. Der Schatten dahinter ist dunkler als der Rest der Nacht. Der Winterwind treibt den Schnee zu kleinen Wehen zusammen. Es ist eiskalt, feindlich, eine Nacht zum Zuhausebleiben. Wenn man eines hat.

Ein Berg aus schmutzgrauen Decken türmt sich hier, ein alter Schlafsack, eine speckige Jacke, ein Federbett, alles scheinbar körperlos. Nicht mal Artur Darga sieht sie gleich, obwohl er Übung darin hat, die Unsichtbaren zu erkennen. Er war selber mal einer, ohne Arbeit, ohne Wohnung, mit viel Heroin. Jetzt fährt der 46-Jährige den Kältebus der Berliner Stadtmission. Jede Nacht von neun bis in den Morgen ist der Fahrer mit einem Helfer unterwegs. Gerade sind sie losgefahren, im Fond liegen Schlafsäcke und Thermoskannen mit Tee.

Als Artur den Deckenberg anspricht, tut sich ein Schlitz auf. Ein Frauenkopf taucht auf, zahnlos, grauhaarig, umwickelt mit einem rot karierten Polyester, das Gesicht bleich, die Nase von der Kälte rötlich und feucht schimmernd. Die Decken bewegen sich, es breitet sich Gestank aus, nach Urin, nach ungewaschenem Körper – und nach Chinapfanne. Die holt die Frau in einem Plastikteller unter ihrem Deckengebirge hervor, mit Stolz im Blick. Irgendwoher kommt auch eine Kunststoffgabel, Glasnudeln wandern in den zahnlosen Mund.

Man kennt sich. Deshalb weiß Artur auch sofort: „Sie wird nicht mitkommen. Sie nimmt von uns nicht einmal einen Becher Tee.“ Die Frau in den Decken lebt in einer anderen Welt. Dort mögen ihre Sätze

Die Zahl der Hilfesuchenden steigt deutlich. Das sei erst der Anfang, meint Artur Darga.



Der Fahrer des Kältebusses Artur Darga (Mitte) und eine Mitarbeiterin der Berliner Stadtmission versorgen einen Obdachlosen.

einen Sinn ergeben, hier sind sie zusammenhanglos. Dirk Trost, der in dieser Nacht Arturs ehrenamtlicher Mitfahrer ist, kniet sich auf den Boden. Er spricht ein wenig mit ihr. Zuwendung – kann sein, dass sie zu ihr durchdringt. Mehr kann er nicht erreichen. Es ist schwer, die Frau zurückzulassen. Vielleicht wird sie nicht überleben.

Artur und Dirk fahren weiter. Sie fahren vorbei an Menschengängen vor Diskotheken, an feiernden Passanten, an Schaufenstern voll vom ganz normalen Überfluss. Das Handy klingelt ununterbrochen. Man müsste zehn Busse haben, um allen Hilferufen nachzugehen. Berlin hat ein gutes Versorgungsnetz für Obdachlose. Aber bei geschätzten 7000 Menschen und dieser Kälte

ist es nicht gut genug. Passanten rufen an und berichten von Menschen, die auf Parkbänken einschnellen, die Security der Bahn möchte Subjekte loswerden, die das propre Bahnhofsbild stören.

Der Kältebus fährt zu denen, die sich nicht selber helfen. Die zu betrunken sind, zu kontaktgestört – oder so weggetreten, dass sie nicht mehr realisieren, wie nah sie daran sind, zu erfrieren. Es gibt den Bus

seit 15 Jahren. Er bringt von November bis März Menschen in die Notübernachtungen der Stadt. Die größte ist das Quartier der Stadtmission am Hauptbahnhof. Anders als anderswo gilt: Niemand wird abgewiesen. Weil es kein Kriterium geben kann, wenn es darum geht, nicht zu erfrieren.

So sieht es in dieser Nacht dann auch aus. 60 Menschen haben hier Platz. Fast drei mal so viele sind da. Zwei Helfer mit Latexhandschuhen nehmen die Ankömmlinge in Empfang. Jeder wird nach Waffen durchsucht. Im fahlen Licht des Flurs liegen Männer weggetreten auf dem Boden und schlafen. Hinter einer Klapptür stapeln sich Tüten und Kartons mit Sachspenden. Die Menschen spenden lieber Pullover als Geld. Drinnen teilen Helfer Eintopf, Brote, Joghurt aus. Auf einer Heizung trocknen Socken und Unterhosen. In der Kleiderkammer werden Stiefel ausgegeben. Zwischen Bierbänken lagern Schlafende, andere reden und essen. Es riecht nach Bockwurst, Kräuterteig und ungewaschenen Kleidern. Eine Ärztin ist da. Nebenbei, im Schlafhaus, liegen Menschen auf Isomatten. „Es ist eben eine Notfallversorgung“, sagt die Sozialarbeiterin Karen Holzinger, die den Kältebus mitbegründet hat.

Um kurz vor drei Uhr kommen Artur und Dirk mit einer ganzen Busladung an. Auf der Liste sind die Männer Nummer 151 bis 156. Einer davon kommt aus Litauen, einer aus Bulgarien, drei aus Polen. 40 Prozent der Nachtgäste kommen inzwischen aus der nach Osten hin erweiterten EU. Zugleich ist die Zahl der Hilfesuchenden in diesem Winter um 20 Prozent gestiegen. „Das ist erst der Anfang“, glaubt Karen Holzinger.

Artur Darga selbst kommt aus Polen. Die Landsleute, die er aufsammelt, sind nach Deutschland gekommen, weil sie hier von einem besseren Leben träumen. Sie reisen als Touristen ein, Anspruch auf staatliche Leistung haben sie nicht. „Hier auf der Straße arm zu sein ist besser als in Polen“, sagt Artur. Und wenn Träume platzen, hindert die Scham am Zurückgehen.

„Sie sind weggegangen, um Geld für die Familie zu Hause zu verdienen. Sie müssten als Gescheiterte zurückkommen.“

Für viele Obdachlose ist die Notübernachtung der Horror: Zu viele andere Menschen, Angst, Misstrauen und wohl auch die Konfrontation mit der Tatsache, ganz unten angekommen zu sein. Sie tun alles, um eher in der S-Bahn, im Vorraum einer Bank, im Park zu übernachten. Sie verdrängen, dass sie einfach an Kälte sterben könnten, und nicken ein. Irgendwann in der Nacht stranden sie dann auf der Straße.

Stolz ist kostenlos – und oft das Einzige, was bleibt. So passiert es auch oft, dass Artur statt Erleichterung erst mal eine Menge Ansprüche hört. Wie bei den zwei Männern ein paar Stunden zuvor im U-Bahnhof. Sie sitzen an eine silberne Skulptur gelehnt. Der eine ist dick, die Beine und das Gesicht aufgedunsen von Wasser, die dafür zu engen Stiefel in der Not nicht einmal geschlossen. Der andere hat rotgeränderte Augen. Seine Hose hat er sich vollgepinkelt. „Schlafsäcke geklaut

Nicht alle wollen in das Notquartier. Stolz ist kostenlos, und er ist zudem oft das Einzige, was bleibt.

worden“, sagt er, mit Riesenfahne. Und: „Ich muss wissen, wo du mich hinbringst, sonst geh ich nicht mit.“ Die Männer stellen Bedingungen. Keine Treppe wegen der Beine, nicht die Riesennotübernachtung, zusammenbleiben. Dirk telefoniert sich durch eine Liste von Nachtplätzen. Mit Geduld. „Jeder von uns hat die Aufgabe, Respekt zu bewahren“, sagt Karen Holzinger.

Geduld und Respekt vor der Entscheidungsfreiheit derer in Not, sind manchmal auch für die Helfer unerträglich. Um kurz nach drei Uhr nachts ruft eine Passantin an. Sie hat einen Deckenberg hinter einem Zeitschriftenladen am U-Bahnhof entdeckt. Als sie den Berg ansprach, kam ein Frauenkopf hervor – zahnlos, grauhaarig, umwickelt mit einem rot karierten Polyester. „Danke für ihren Anruf“, sagt Dirk Trost, „aber wir können der Frau nicht helfen. Sie will dort bleiben.“ Immerhin weiß er, dass die Frau bis zu dieser Stunde nicht gestorben ist.

Landtag braucht neue Impulse

Wechsel Der Abschied von Peter Straub bietet die Chance, die Parlamentsarbeit aufzufrischen. Von Andreas Müller

Das Bedauern über den jetzt angekündigten Abschied des Landtagspräsidenten dürfte sich in Grenzen halten. Peter Straub hat gewiss seine Verdienste um das baden-württembergische Parlament, aber zuletzt kamen von ihm kaum noch Impulse, wie sich dessen Arbeit verbessern ließe. Die aber braucht der Landtag dringend, zumal wenn nach 2011 die unter Straub beschlossene Strukturreform greift. Aus den Teilzeitabgeordneten werden dann Vollzeitpolitiker, die deutlich höhere Diäten erhalten, dafür jedoch selbst fürs Alter vorsorgen müssen.

Das verpflichtet die Parlamentarier zusätzlich, die Bürger von Sinn und Segen ihres Wirkens zu überzeugen. In den vergangenen Jahren sind die Zweifel daran eher gewachsen. Trotz Föderalismusreform wurde der Spielraum der Abgeordneten immer geringer. Umso mehr müssten sie sich bemühen, die verbliebenen Handlungsmöglichkeiten auszuschöpfen. Doch die üblichen Initiativen, die Plenartage lebendiger zu machen, sind auf halbem Wege stecken geblieben; die Regierungsbefragung zum Beispiel erweist sich oft als Farce. Für Straubs Nachfolger gibt es viel zu tun, damit der Stellenwert des Parlaments nicht weiterbröckelt. Schon deshalb sollte es ein Politiker mit Gestaltungswillen werden – und nicht einer, der sich noch ein paar angenehme Jahre vor dem Ruhestand macht.

Realpolitik

Staatsvisite Guido Westerwelles Besuch in Saudi-Arabien verlief wie geplant. Wie auch sonst? Von Christian Gottschalk

Natürlich werden erste Schritte auf dem diplomatischen Parkett von einer breiten Öffentlichkeit interessiert beäugt, vor allem dann, wenn das Parkett so schlüpfrig ist, dass ein Ausgleiten droht. Und weil es unglaublich viele Fettnäpfchen gibt, in die ein deutscher Außenminister treten kann, wird Guido Westerwelle auch nach seinen Antrittsbesuchen in Israel und der Türkei, in Polen, den Vereinigten Staaten oder Russland weiter beäugt werden. In nicht einmal einer Woche steht China auf dem Programm. Heftig ins Straucheln ist der Vizekanzler dabei bisher noch nicht gekommen, auch nicht am vergangenen Wochenende in der Golfregion, einer Gegend, deren öffentliches Leben von Geschlechtertrennung geprägt ist – und in der Homosexuellen schlimmstenfalls die Todesstrafe droht.

Westerwelle ist Realpolitiker genug, um das zu wissen. Auch die Scheichs haben realpolitischen Verstand genug, um zu erkennen, dass es andere Themen von Bedeutung gibt. Das iranische Atomprogramm, die Situation in Nahost und die Entwicklung im Nachbarland Jemen verdienen Beachtung – und bekamen diese auch. Hinzu kommt die wirtschaftliche Zusammenarbeit, an der auch die Regierung in Riad ein nationales Interesse hat. Das alles wiegt schwerer als das Bedürfnis, eigene Moralvorstellungen nach außen kundzutun.

Unten rechts

Schweinish

Mehrere Millionen Impfdosen gegen die Schweinegrippe sind bestellt und nicht abgeholt worden. Da Niedersachsen den Vorsitz der Gesundheitsministerkonferenz hat, kam aus Hannover der tolle Vorschlag, die Bundesregierung möge prüfen, an wen sie die Dosen verkaufen könne. Interessenten gibt es im Kosovo, in Mazedonien und im weitgehend schweine-, aber nicht grippereifen Iran. Als Handelsvertreter könnte Gesundheitsminister Rösler – jeder Liberale ist im Grunde seines Herzens Kaufmann! – das Zeug loschlagen. Mit einem Sortimentenkoffer voller Impfpfoten – ein Mittelchen fürs Volk, eins für Beamten, eins für die Soldateska – flöge er nach Pristina, Skopje und Teheran. Bei jedem Vertreterbesuch lässt sich Rösler demonstrativ impfen, das steigert den Verkaufserfolg und schützt ihn dreifach. Die Kosten trägt der Steuerzahler.

Alternativ zur Direktvermarktung könnten die Impfdosen über Ebay als esoterisches Duftwasser versteigert, in Weißrussland gegen entsprechendes Dosenpfand auf dem Schwarzmarkt eingelöst oder am Friedrich-Loeffler-Institut auf Riems als Grippeimpfschutz für Wolpertinger getestet werden. Dass der Wolpertinger, ein Fabelwesen aus Vogel (Ente) und Säugtier (Hase), ein paar schweinishche Gene aufweist, ist nie ganz auszuschließen. Christoph Link



Berlin, Moabit: der Kältebus wird die Hilfesuchenden zum Notquartier bringen. Fotos: ddp

Die Saisonarbeiter haben ihre Schuldigkeit getan

Italien Illegale Einwanderung, Sklavenarbeit, Rassismus, Mafia: In Kalabrien ist eine brisante Mixtur explodiert. Von Paul Kreiner, Rom

Es ist Hochsaison an der Spitze des italienischen Stiefels. In Kalabrien sind die Orangen reif; Klementinen und Mandarinen wollen geerntet sein. Das besorgen einige Tausend Afrikaner, die als Tagelöhner und Wanderarbeiter von einer Hochsaison zur anderen ziehen: von der Traubenlese in Sizilien über die Oliven-ernte in Apulien zum rückenmarternden Gemüseschneiden bei Neapel.

So gut wie keiner hat einen Arbeitsvertrag, und von den 20 oder 22 Euro, die sie pro Tag für mindestens zehn Stunden Arbeit bekommen – der rechtliche Mindestlohn in den Zitrusplantagen wäre 32 Euro, plus Sozialabgaben –, kassiert der „Anwerber“ fünf Euro; ein Teil des Lohns geht für den „Taxitransport“ in die Plantagen drauf, örtliche Mafiosi verlangen „Schutzgeld“.

Dafür wohnen die Afrikaner in verfallenden Industriebaracken ohne Strom, Wasser, Sanitäreinrichtungen; andere schlafen in den Plantagen und decken sich im Winterregen mit Kartons zu. Viele sind als illegale Einwanderer übers Meer gekommen,

und seit die Regierung Berlusconi unter dem Druck ihrer Rechtsaußenfraktionen die illegale Einwanderung vor einem Jahr zum Straftatbestand erhoben hat, sind die Schwarzen noch erpressbarer geworden.

In kalabrischen Rosarno ist jetzt das explodiert, was „Ärzte ohne Grenzen“, Caritas und Rotes Kreuz seit Jahren als Zeitbombe bezeichnen. Die Wut der Afrikaner über die unmenschliche Behandlung und über den provozierenden Angriff aus einem Luftgewehr hat sich Bahn gebrochen in einem Marsch der Zerstörung.

Auf die Knüppel, auch gegen Frauen und Kinder, auf die Steinwürfe, die angezündeten Autos und Müllcontainer reagierten die „Weißen“ in Rosarno am Wochenende ebenfalls mit nackter Gewalt. Sie bliesen zur „Negerjagd“, brachen Knochen, schossen, zündeten an. Sie stachelten die Polizei auf: „Schießt doch auf diese schwarzen Bestien!“ Ein Italiener fuhr gar mit dem Bagger durch die öde Kleinstadt, um „mir mein Rosarno zurückzuerobern“. Dann setzte die Polizei zu einer hektischen, großräumigen, nächtlichen Massenfahndung nach den Ausländern an, um sie möglichst vollständig zu evakuieren. Sie wurden „zur Sicherheit“ Hunderte Kilometer weit wegtransportiert. Auf Vermittlung der Kirche will der Staat die „Illegalen“ in diesem Falle nicht belangen.

„Zu viel Toleranz gegenüber der illegalen Einwanderung“, sagt der rechte Innenminister Roberto Maroni, habe die Lage eskalieren lassen; aus dem Vatikan weist Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone demgegenüber auf die „harten Arbeitsbedingungen“ der Schwarzen hin. Die Kirche vor Ort sagt, zwar würden „die Afrikaner behandelt wie Tiere“, es gebe andererseits zahlreiche Wohlgesinnte in Rosarno, die den Schwarzen regelmäßige Hilfe, Essen und Weihnachtskuchen brächten. „Dieses Verhältnis war bisher nicht gut, es war hervorragend.“ So sagt es Pino Demasi, Generalvikar der örtlichen Diözese.

Demasi ist auch in der Anti-Mafia-Bewegung „Libera“ aktiv. Wie allmählich auch Polizei und Staatsanwaltschaft, so vermutet er eine „Regie der Ndrangheta“ erstens hinter den rassistischen Provokationen, zweitens hinter dem „Gegenaufstand“ der Weißen. Die Schwarzen hätten ihre Schuldigkeit getan, sagt man in Rosarno, weil die

Großgrundbesitzer aufgrund geänderter EU-Förderung dieses Jahr mehr Geld bekommen, wenn sie die Zitrusfrüchte am Baum verfaulen ließen. So habe man die Erntehelfer gefahrlos verjagen – und dem Staat vorführen können, wer in Wahrheit Kalabriens fruchtbarste Ebenen kontrolliert.



Die Wanderarbeiter in Rosarno protestieren gegen Rassismus. Foto: dpa